

SIEGERBLATT

Nr. 2

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Kleine Geschichte.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung)

Es war doch nicht so leicht gewesen, darüber hinauszukommen, wie Germaine es sich gedacht hatte. Gleich am folgenden Morgen, obgleich sie es sich vorgenommen hatte, konnte sie dem Freunde nicht begegnen. Sie zitterte ordentlich, ehe er ankam, und als sie ihn auf der Treppe sah, verschlupfte sie sich in die wartende Menge. Und hier sah sie, wie er sich nach ihr umblickte, und wenn sie im ersten Augenblick auch erfreut darüber war, so machte es sie doch gleich danach recht traurig. Sie würde sich nun immer so vor ihm verstecken, sie würde nun immer allein fahren. Da es noch eine Weile dauerte, bis der Zug kam, und er sich immer noch nach ihr um sah, da schlug ihre Stimmung um, und sie fand es komisch, daß er sich nach ihr umguckte. Sie belustigte sich, daß es ein ganz gelungener Streich sei, ihn so in der Erwartung zu lassen, und als der Zug einfuhr, da hatte sie das Gefühl einer gewissen Befriedigung und Grausamkeit, wie er enttäuscht allein einsteigen mußte und sich noch einen Moment aus der Lüre heraus lehnte, ob sie nicht doch noch im letzten Augenblick läme.

Aber was half ihr das? Zuletzt war doch das Traurigsein stärker als das Lustigsein in ihr. Vielleicht, dachte sie, war's nur die Gewohnheit, daß ihr die Fahrt allein so langweilig und endlos vorkam. Wenn sie öfter allein gefahren wäre, dann würde sie das sicher nicht mehr so fühlen. Aber wenn sie dann die Augen schloß und ganz allein mit sich war, dann fühlte sie doch, daß es noch etwas anderes sei, daß ihr richtig etwas verloren gegangen wäre. Nur was es war, das wollte sie sich nicht eingestehen, aus Scham halb und halb aus Stolz. Sie wollte nicht wie eine Verlassene in der Welt herumlaufen. Sie war ja auch gar nicht verlassen.

Aber sie war es doch. Sie war wie das Knöpfchen, das wohl von seinem Blüten noch nichts weiß und sich doch danach sehnt. Sie

worden, und sich noch nicht zurechtfindet. In der Bügelstube war sie zum Gespött der Stolle geworden. Jeden Tag hatte sie ein anderes Pech. Und sie war nicht mehr wie sonst. Es wurden ihr allerhand Geschichten angedichtet die ihr Anderssein erklären sollten. Sie war zu niedrig geschlagen und unsicher, um sich dagegen zu wehren. Und niemand konnte ihr doch etwas übel aufzuziehen.

Einstmal rann sie die älteste Kollegin auf die Seite und sagte zu ihr: „Weißt Du, Germaine, die Liebe ist wie ein Federchen im Wind. Das liegt nie fest, wo es hinfällt. Aber dafür fliegt's auch wieder anderswo hin, leichter wie die Spatzen fliegen. Vor Dir's nicht schwer werden, die Liebe ist kein Starrpunkt, der immer da ziehen muß, wo er eingepaumt wird. Besonders wir armen Mädchen“, fuhr die Kremdin fort, „wenn wir's nicht leicht nehmen und genießen, wenn wir jung sind, dann haben wir von nichts von der Liebe. Später weißt Du, ist sie für uns dann damit wir eingepaumt werden und den Ehetarren ziehen helfen. Wir haben nicht mal die Wahl zwischen Bügeleisen und Liebe. Und was ist denn noch?“

Nun raffte sich Germaine zu einer Antwort auf: „Was willst Du denn mit der Liebe? Die Liebe erfüllt mir nicht.“

„Glaub's“, sagte die Mutter, „das haben wir alle auch einmal so gesagt, das sagt jede so. Weißt Du: man nur über's erstmal hinauskommen, das zweite ist einem dann schon nicht mehr web. Das wollt' ich Dir nur raten, und das rat' ich Dir. Sch' Dich darüber hinaus, alles andere hilft nichts, sondern schadet Dir nur.“

Sie hätte nun noch länger reden können. Germaine hätte stillgestanden. Ihr war alles gleich, was man ihr sagte. Sie meinte, daß ginge sie alles nichts an.



Im Kaffeehaus.

fühlte den Rauhreif, der auf ihre feimende Sehnsucht gespalten. Das machte sie scham und unsicher in der Welt, so daß sie wie ein Vogelschädel war, das aus dem Neste gestoßen

Und doch war tief ihnen heimlich etwas, das an dem Worte der Kollegin festhielt und ihm Beziehung gab. Das vermehrte nur ihre Unsicherheit. Sie nahm sich vor, nach einer anderen Stelle umschau zu halten. Hier war man ihr zu nahe auf dem Balken. Sie brauchte aber nun einige Entfernung von den Menschen. Und sie wollte in Ruhe gelassen sein. Diese Belästigungen zerrten an ihr und wiesen sie herum wie einen Spielball.

Am Sonntag darauf begegnete sie beim Aussteigen aus der Metro ihrem Freunde, der seine Braut am Arm führt. Er grüßte sie, aber seine Braut sah kaum zu ihr hin.

Da kam sie sich furchtbar lächerlich vor, und sie dachte, wie gut es doch sei, daß kein Mensch etwas von ihrem Nummer wisse, denn dieser Nummer sei eine große Dummheit und ihr gehöre, ausgelacht dafür zu werden.

Ihr Entschluß stand nun aber fest, das Geschäft zu verlassen. Sie wollte dem Paare nicht wieder in der Metro begegnen und an ihre eintäglichen Einbildungungen erinnert werden. Denn es waren wirklich alles nur Einbildungungen gewesen, und sie konnte es selbst gar nicht begreifen, wie sie sich davon so hatte mitnehmen lassen.

Sie fand eine Stellung in der Nähe des Parc Monceau, in einer großen Büglerei des Boulevard Montmartre. Sie war nun sehr zufrieden, denn sie wurde besser bezahlt, hatte die Ausgaben mit der Fahrt nicht mehr und konnte zu Mittag und Abend bei den Eltern essen. Der kleine Heimweg war ihr ganz gesund und wenn sie wollte, konnte sie ihn sogar durch den Parc Monceau ein wenig ausdehnen und hatte so Baumgrün und gute Luft.

So hatte sich also die dumme Geistliche ganz gut rentiert, sie konnte sie vergessen, und wenn sie sie nicht vergessen wollte, so konnte sie darüber lachen. Schließlich war sie ja wirklich kein Schnitzel mehr.

Und so ging es in den Mai. Paris trug das Brautkleid, mit dem es alljährlich der Frühling schmückt. Blumen und Blüten, und in der Lust dieses feine Parfüm drängenden Lebens, diese seltsame Weichheit und Süße, die auf Nerven und Sinne wirkt wie eine Melodie, die in brünstigen Vogelliedern singt und in verschwiegenen Nächten in den Zweigen siellt und in dem Geplätscher der Brunnen sich wiegt. Lust und Lust zittern in beklemmender Wohligkeit, und es ist, als reichten Tag und Nacht nicht aus, den Drang zu lösen, und Tag und Nacht müßten noch mit neuen und unerhörten Sensationen beladen werden, um den Drang, der sich mit nichts genügen, der sich mit allem nicht genügen läßt, noch zu steigern zu einem bunten Wirbel des Genusses, zu einer rasenden Spannung, die schreien möchte und doch den Schrei zurückhält um ihre Gier zu erhöhen.

Germaine blieb ziemlich überführt von der Maienvonne. Sie arbeitete so fleißig, wie sie nie gearbeitet hatte. Denn sie wollte verdienen, recht verdienen, um aus den armen Kleidern herauszukommen. Das war ihre Sehnsucht, sich schön zu kleiden, schön zu sein. Schön wie die andern auch, die das Glück hatten und geliebt wurden.

Sie hatte verstehen gelernt, was es heißt, geliebt zu werden. Es heißt, anderen vorgezogen werden, es heißt, den Zieg über andere davontragen. So verstand sie es, geliebt zu werden, und mit der ganzen Eitelkeit und mit der Ungeduld ihrer achtzehn Jahre verlangte sie danach. Es war kein Verlangen, das voll heimlicher Süßigkeit war, es war brennend, hitzig, es machte nicht matt und wohlige, es spannte an und stöhnte. Es war ohne Illusion. Aber es war dafür auch ganz gewiß in seiner Praktiktheit, die im Erwerb den sichersten Weg zum Ziele, in schönen Kleidern den ersten Schritt dazu sah. So sang und klang auch der

Mai in ihr, anders, so ganz anders als in den anderen. Ohne seine Erfüllung klang er, aber sein Wünschen und Begehrten war es doch, und im Grunde war es das gleiche wie in aller Welt. Da blühn Rosen und Nelken, süppig, duftend, betäubend, schwelgend, dort leuchtet die Tulpe auf prangendem Beete und nimmt die Bewunderung aller derer entgegen, die vorübergehen; und irgendwo in einer Ecke, zwischen Strauchwerk und Dorn ranzt's sich Wände empor, ungesiehten, unscheinbar. Aber durch Strauchwerk und Dorn hindurch ranzt sie empor und öffnet ihren Kelch dem Lichte und trinkt es gierig und schlürft am Morgen den Tau, durstig, mit matten schwachenden Lippen.

Und tausend Boten hat das Leben, und tausend Verlockungen, die sie zu den verborgenen Winkel führen.

Über dir schwebt eine Krone, verlangende bangende Jugend. . .

Germaine trug nun nicht mehr ihren blinden Vogel als Brosche. Sie hatte sich eine kleine Rassel mit nachgeahmten Brillanten erstanden und war sehr stolz darauf. Auch zu einem ganz hübschen, einfachen Sommerkleidchen hatten ihre Erfahrungen ausgerichtet, und da sie's auf der Straße mit dem Schick der Pariserin zu haben verstand, so machte sie nun eine ganz gute Figur. Nur mit dem Hute war sie noch nicht so weit gediehen, daß sie zufrieden gewesen wäre. Zumindesten hatte sie den vor jüngsten wieder so weit in die Reihe gestellt, daß er passieren könnte, bis es zu einem neuen reichte. Und sie hatte auch schon an einem Schrankster den neuen herausgesucht, und wenn es auch derselbe nicht war, den sie sich eines Tages kaufen wollte, so wußte sie doch die Art.

Sie war nun eine nette, adrette Büglerin, das wußte sie selbst. Sie konnte sich leben lassen, und dem Manne, der neben ihr hergehen wollte, mochte sie keine Unzere. Freilich fehlte dieser Mann. Was sie hätte haben können, das wollte sie nicht. Sie wußte nicht bestimmt, wie der sein sollte, dem sie ihre Kunst schenken wollte, aber wenn sie die Augen schloß und es sich ohne alle Ablenkung überlegte, so war's der frühere Freund, der ihr einsielte. Es war die Art, wie er auftrat, wie er angezogen war, zum mindesten bessere Konfektion aus der Belle Jardinière, überhaupt mit einem Wort: diese ganze Art, die er hatte. Es war ganz dieselbe Sache wie mit dem Hute. Wenn es nicht derselbe war, mußte er ähnlich sein. Sie wollte im gleichen Geure bleiben.

Ewigmale kam ihr die fast unwiderstehliche Lust, zur bestimmten Stunde an den Metroeingang zu sein, um sich dem früheren Freund zu zeigen, wie sie jetzt auftrat und aussah. Aber dann dachte sie wieder, er könnte sich etwas einbilden und denken, sie sei seinem wegen gekommen, und das wollte sie denn auch wieder nicht.

Zeitweise fand die Traurigkeit sehr schwer über sie.

Was hatte sie auch vom Leben? Ein paar hauer erischaffte bessere Leben als früher, immer noch geringer als die Kleider anderer Leute. Und wenn sie an ihre Kameradinnen und Freindinnen dachte, wie lebten die anders! Die gingen am Sonntag tanzen und fragten nicht, mit wem, die genossen das Leben und freuten sich, und fragten nicht, ob recht und schlecht, sie nahmen, was kam und fuhren gut dabei. Sie war ja gewiß auch keine Romie, und wollte auch keine sein, aber es war anders bei ihr. Das ärgerte sie. Am Ende war's die lämpige dumme Sache, die lächerlich war, wenn man über sie nachdachte, und erzählten hätte man sie erst seinem Menschen können, am Ende war die Schuld, daß sie sich nicht so recht zum Nehmen und Freuen aufraffen konnte. Lächerlich, zum Freuen sich aufraffen! Welcher Mensch in der

Welt hatte das nötig! Und dazu in Paris! Sie war doch keine dumme Trine aus den letzten Koch in der Bretagne etwa. Sie war keine heilige Einsamkeit, die nicht in die Welt vafte, weil sie sich die Welt nicht passend machen konnte. Aber sie war noch keine zwanzig, um es war erst Mai und ging nun in den Zumbald, und sie hatte noch viel vor sich. Sie wollte noch viel vor sich haben. Eines Tages wollte sie lustig sein, sich freuen, genießen, und wenn sie auch jetzt nicht recht wußte, wie sie das anfangen sollte, das würde der Augenblick schon geben. Der Augenblick, das ist das ganz Leben. Eines Tages würde sie ihn packen, um nicht zögern und nicht fragen.

Sie wußte nicht warum, aber seit einigen Tagen war ihr die Patronin besonders gut. Es schickte sie immer zu den besten Kunden die Wäsche hinzutragen. Das machten wohl auch die besseren Kleider, die sie nun trug. Germaine sah eine erste Entwicklung ihres Schaffens in Sparen. Es war ihr ein Sporn. Alles wurde nun auch leichter. Denn bei diesen Wäsche fielen doch ein paar Trümmer ab, die Kunden waren.

Zhou zum zweitenmal war sie zu einer Dame gebracht worden, die ganz besondere freundlich zu ihr war, immer eine Gelegenheit fand, mit ihr zu plaudern, sich eine Handreichung von ihr tun ließ, einen Zettel an einer Spitze machen, einen Knopf annähen, ein Kleidchen ausbessern. Arbeiten für ein paar Minuten nur. Und jedesmal gab sie ihr ein Stückchen frischstück dafür. Und in letzter Zeit war immer ein wenig eiliger mit Kleidungsstücken, es gab immer einen Extragang für Germaine.

38

Feuerspritzen.

Von Karl Hermann.

Qus den Überlieferungen vernehn wir, daß die Menschen schon in den grossen Gemeinschaften des Altertums bestrebt waren, Leben und Eigentum vor einem Feinde zu schützen, der nicht laut von außen herausfiel, sondern überall und jederzeit ungeahnt seinen Verwüstungen beginnen könnte. Neuer, gegenwärtig, wo in den dichtbewohnten Großstädten die Gefahren eines Schadens viel bedeutender sind, werden natürlich ganz sondere Mittel und Maßregeln zu seiner Bekämpfung notwendig. Hier war es wie die moderne Technik, die auf diesem Gebiete auch auf vielen anderen, Wandel und Vollkommenung lebt. Es ist selbstverständlich nicht Zweck unserer Zeilen, die verschiedenen Gegenstände der Feuerlöschtechnik auszuzäubern, wir wollen nur diejenigen Maschinen etablieren, die bei der Löschung des Feuers die Hauptrolle zufällt. Das sind Feuerspritzen, eine besondere Art von Pumpvorrichtungen. Soll uns ihre Kunstweise verständlich werden, so können wir zunächst einige Darlegungen über die Arbeit Pumpen nicht ersparen.

Der Zweck jeder Pumpe ist, eine Flüssigkeit, meist Wasser, zu fördern. Die Art, die Vorrichtung dies tut, kann man schon einer jener einfachen, eisernen Brunnenspulen studieren, wie man sie oft in Gärten Wasserheben benutzt. Das Gehäuse ist etwas weiter unten einen Zylinder mit einem inwendig ganz glatt und genau kreisrund und gedrehten Mantelfläche, in dem ein an einer Stange befestigter Kolben steht. Dieser ist nicht so lang wie der Zylinder, vielleicht ein Drittel oder Sechstel davon, aber er genau die Form der Zylinderrundung und hält noch besondere Einlagen, um ganz gegen die Fläche zu drücken. Schwingt

eben den Pumpenarm auf und ab, so wird auch der Kolben, infolge der Abdichtung mit einer gewissen Verbung an den Wänden, im Zylinder empor- und heruntergezogen. Im unteren Boden des Zylinders, dort, wo er sich in ein unter das Wasser reichendes Rohr fortsetzt, ist eine runde Drosselung, und darüber liegt eine leichtbewegliche Klappe. Eine gleiche Drosselung mit einer oberen Klappe geht auch durch die Mitte des Kolbens. Beide sind meist mit Gummi an den Rändern bekleidet, damit sie beim Anlegen dicht abschließen; die Technik hat für derartige Teile den gemeinsamen Namen Ventile. Wenn der Kolben in die Höhe gleitet, wird die wenige Luft, die sich im Pumpenzylinder befindet, auseinandergezogen, und es entsteht dadurch ein geringerer Luftdruck in den inneren Räumen, als außen. Es dürfte ja bekannt sein, daß unsere Luft fortwährend mit ihrer Schwere auf allen Körpern der Erdoberfläche lastet und darum beständig einen Druck ausübt. Der Luftdruck im Innern der Pumpe aber wird umso mässiger, je höher der Kolben steigt, der Druck der äusseren Luft ist schließlich bedeutend stärker und preßt das Ventil des Kolbens, das bis jetzt schon immer geschlossen lag, noch fester an. Am Innern der Pumpe herrscht ein ganz geringer Druck oder, wie man meist sagt, ein Aufverdünnter Raum. Die Außenluft jedoch mit ihrer weit höheren Spannung sucht nun auf jedem irgend erreichbaren Wege dahinein zu gelangen und, da sie selbstverständlich auch unten auf der Wasseroberfläche mit ihrer Schwere lagert, schiebt sie, weil sie selbst nicht hineingelangen kann, das Wasser in dem eisernen Rohr nach dem Innern der Pumpe in die Höhe. Es füllt sie an und drückt jetzt, sobald der Kolben abwärts geht, gegen das untere Ventil des Zylinders, dieses schließt sich und statt dessen wird das obere Ventil am Kolben gehoben. Das Wasser tritt in den oberen Pumpenraum. Wird der Kolben nachher wieder emporgeholt, so strömt von unten neues Wasser nach, das im oberen Pumpenraum aber rückt um so viel höher, daß es dort frei zum Rohr herausläuft. Die Hauptarbeit der Pumpeneinrichtung besteht demnach darin, das Nachdringen von Wasser aus dem Brunnen in das hohe Eisenrohr zu veranlassen, das Wasser anzusaugen, und diese Art von Pumpen heißen darum Saugpumpen.

Ebenso, wie man hier Wasser aus dem Brunnen bis zur Pumpe förderte, vermögt man das Wasser mit einer solchen Vorrichtung von der Pumpe nach einem höher gelegenen Ort, einem hoch aufgestellten Reservoir, weiterzu schaffen. Dann müßte von der Pumpe ein Rohr dahin emporführen, sie hätte diesmal das Wasser aufwärtszudringen, also seine Schwere zu überwinden. Nun ist indes die Schwere des Wassers gar nicht gering, wie wir aus der täglichen Erfahrung wissen, die Pumpe müßte zu seiner Hebung einen Druck ausüben und deshalb eine zweijische Arbeit leisten; nämlich das Wasser vom Brunnen an saugen und zum Reservoir weiterdrücken. Eine Vorrichtung, die das besorgt, bezeichnet man danach als Saug- und Druckpumpe. Solche findet man mit maschinalem, wohl auch mit Handantrieb; sehr verbreitet ist diejenige Konstruktion, die wir noch kurz beschreiben wollen: der Pumpenzylinder bildet den mittleren senkrechten Teil eines besonderen Gehäuses, das nicht durch und durch aus Eisen, sondern in den wichtigsten Organen aus Gelbmetall gegossen ist. Der hohle Zylinder mündet unten in Räume des Gehäuses, wo zwei sich wechselseitig öffnende Ventile untergebracht sind. Keine einfachen Klappen sind es, vielmehr lösliche Metallscheiben, die sich in genau abgeschlossene Löcher senken und darin dicht schließen. Dessen sie sich, so bewegen sie sich an einem Führungsteil senkrecht zu dem Loch in die Höhe, beim

Schließen zwingt sie die Spannkraft einer Spiralfeder auf die Drosselung herab. Ferner sind vor dem Raum unterhalb des einen und oberhalb des anderen Ventils Klappen oder Stulpelungen vorgesehen, damit von dort je ein Rohr anschließen kann. Davon strebt das eine hinunter ins Wasser, das andere hinauf nach dem Reservoir. Der Kolben, den dieser Pumpenzylinder enthält, ist anders als der bei der Saugpumpe beschriebene, er hat nämlich nahezu die volle Länge des Zylinders. Am Grunde genommen ist es ein walzenförmiger Metallkörper, unten zu, oben offen; hier greift eine Stange herein, die ungefähr in seiner Mitte an einem Gelenk endigt. Schiebt er sich so von oben in den Hohlraum des Pumpenzylinders, dann füllt er ihn beim Abwärtsgang fast völlig an, während er ihn bei dem Emporhub zum größten Teil freigibt. Solche Kolben bezeichnet man danach als Tauchkolben oder Plunger. Setzt sich ihre Mantelfläche allmählich in den Zylinder hineindrängt, müßte man meinen, sie würde genau an diesen innerer Fläche entlang gleiten, wie es früher erwähnt wurde; doch dies ist hier nicht der Fall, es herrscht zwischen den beiden Flächen ein gewisser Spielraum. Dafür unsicht oben eine „Stopfbüchse“ diese Gleitfläche des Kolbens, zwei durch Schrauben verstellbare Metalleinsätze, die eine herumgewundene Packung, eine dicke getrocknete Schurwurzel oder präpariertem Stoff, gegen die Fläche des Kolbens drücken. Der läuft so ebenfalls dicht im Gebäude und beginnt bei den einzelnen Huben mit der Pumpewirkung. Nach einigen Bewegungen ist die Luftverdünnung derart, daß im unteren Rohr das Wasser bei aufsteigt, das dortige Ventil hebt und in den Zylinder tritt. Das geschieht selbstverständlich, wenn der Kolben emporsteigt, die Pumpe saugt an. Kommt er beim nächsten Hub wieder herab, so preßt er das Wasser, während das eine Ventil sich schließt, zum zweiten Ventil hinaus und in dem Rohr ~~aufwärts~~. Die ~~wieder~~ — die Druckwirkung der Pumpe, wogegen sie unter dem nächsten Aufwärtshub wiederum saugt. Man nennt auch die Bewegungen des Kolbens danach Saug und Druckhub und auch von den Ventilen, die dazu abwechselnd in Tätigkeit stehen, das eine Saug-, das andere Druckventil, desgleichen auch die Rohrleitungen.

Das wären ungefähr auch die Grundlagen für die Feuerspritzen, die zu den Saug- und Druckspritzen gehören. An den einfachen Handspritzen finden wir deshalb die beschriebenen Anordnungen wieder. Bei einem Feuerausbruch gilt es immer, das Pumpwerk möglichst schnell bald an den, bald an jenen Ort zu bringen, und deshalb läßt sich nur der eine Weg beschreiten, es in praktischer Weise mit einem Wagen zu vereinigen. Am Rahmen gestellt eines Wagens hängt z. B. ein vierseitiges, mäßig tieffes Reservoir aus Eisenblech, darüber ist in dessen Mitte das Pumpengehäuse befestigt. Es besitzt aber zwei senkrechte Zylinder mit Plunger, dazwischen einen Post, der den an den Feuerspritzen bekannten langen Wagehebel unterstützt. Dieser führt in der Längsrichtung über den Wagen hinweg und trägt an den Enden die breiten Handgriffe, wo je drei bis vier Männer anfassen können. Ein wenig neben dem Post sind auf beiden Hälften des Wagehebels die Stangen der Plunger eingekuppelt. Schwingt man den Wagehebel an den langen Enden auf und ab, so werden in der Mitte die Plunger so viel heraus- und herein gezogen, als die Länge ihres Hubes beträgt; wenn der eine herausgeht, kommt der andere herab. Jeder Pumpenzylinder hat unten seine Saug- und Druckventile, von denen je ein kurzer Saugrohrstück zum Boden des Bassins reicht. Die Druckrohre laufen in einem Rohr zusammen, das oberhalb des Pumpwerks einen kugel- oder eisförmigen, großen Kupferball

trägt. Es mündet in dessen Hohlraum, dort beginnt ein anderes, das zum Wagengestell herunterführt und mittels Kupplung oder Verschraubung mit der langen Schlauchleitung verbunden wird.

An der Brandstelle füllt man nun das Bassin der Spritze mit dem auf Tonnenwagen oder in Eimern herangebrachten Wasser, die Leute ziehen den Wagehebel in Bewegung, die Pumpe arbeitet. Hebt sich der eine Kolben und saugt an, so senkt sich der andere und drückt das Wasser aus. An den Rohren steigt es zu dem Kupferball, doch darin befindet sich, wie überall, Lust. Aber unter der Druckwirkung des Kolben preßt das Wasser die Lust, die ihn eben am Eintritt hindern wollte, so weit zusammen, daß es bis zum anderen Rohr steigen kann, dann in die Schlauchleitung, wo es am anderen Ende aus einem sich vorn verengenden Rohr und als langer, spitzer Strahl herausprallt und im Wogen unter die Leute fällt.

Welchen Zweck die Einrichtung des Kupferballes hat, erkennt man, sobald man einmal annimmt, die Luftröhreleitung würde unmittelbar mit der Schlauchleitung verbunden, und Leide seien von Wasser voll. Der Rücken des Kolbens dauert ja nur einen Augenblick, und deshalb muß das Wasser in der Endstufe der Pumpe, das eben während des Saughubes ohne Einwirkung geblieben war und still lag, unter der nachfolgenden, aus dem Zylinder gehobenen Wasserausmität läuft normal strömen. Tiefe rasche Bewegung meint natürlich nicht sofort der ganzen Wassermasse in dem langen Schlauch mitzuteilen, die Rolle ist also klein, daß sich ein Stoß in der Luftröhreleitung bemerkbar macht und bei jedem Druckstoß wiederholte. Das aber wird mit dem Eintritt in den Kupferball vermieden. Während das Wasser unter der Gewalt des Druckhubes hin einströmt, preßt es die Lust zusammen; in der Hub dann beendet, so drückt die nunmehr ungepannte Lust, indem sie sich auszudehnen sucht, das Wasser vollends in die Schlauchleitung weiter. Demnach gleicht die Lust mit ihrer Spannkraft die Stütze der Kolbenhube aus, das Wasser fließt in der folgenden Druckrohr- und Schlauchleitung mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Die Hauptache ist also das Vorhandensein von Lust im Kupferball, der darum Windkessel heißt.

Auch bei den meisten Handfeuerspritzen sieht man indes zu, die Saugarbeit des Pumpwerks mehr verwerten zu können, damit es möglich wird, das Wasser ohne Zuflüsse und schöpfen direkt einem Teich oder Wasserlauf zu entnehmen. Am Wagengestell der Spritze läßt man dazu das Bassin liegen, statt dessen verlängert man die Saugrohre der Pumpenzylinder zu einem einzigen, das unten wieder durch einen kupfernen oder eisernen Windkessel führt, dann am Ende eine Verbrauchung für den Saugschlauch trägt. Dieser besteht gewöhnlich aus mehreren Stücken von je ungefähr zwei Meter Länge, die mittels messingener Kupplungsstücke verbunden werden. Das hinterste, ins Wasser tauchende Ende überdeckt ein runder Korb, um keinen Schlamme und Sand bereinzuspülen. Eigenartig ist das Aeussere des Saugschlauches, man erkennt, daß die Stücke aus Spiralen zusammengewundet und dicht mit Leinwand überkleidet sind. Diese Anordnung ist deshalb notwendig, damit der Schlauch die richtige Festigkeit behält und nicht unter den kräftigen Saughubem in sich zusammenfällt. Bewegt man nun wieder den Wagehebel, kann man tatsächlich jeden Wasservorrat durch die Pumpe anziehen und zum Löschens verwenden.

Vielleicht darf man die Saugleitung auch in einen Brunnen hinuntersenken — doch dann muß Vorsicht walten, will man nicht die ganze Löscharbeit illusorisch machen! Wir sagten oben,

so bei lediglich der Länge der inneren Pumpe, der beim Ansaugen das Wasser in der betreffenden Leitung empor schiebt. Nun erfordert aber, wie für alles auf unserer Welt, auch für den Pumprad eine Grenze, und daher vermag er Wasser in einem Meter nicht höher als ungefähr zehn Meter — in senkrechter Richtung — hinaufzudrücken, oder, dasselbe, ein Pumpwerk kann höchstens über diese Distanz, meist aber nur auf etwa 6 bis 8 Meter, ansaugen. Wohl verstanden in senkrechter Linie; es schadet z. B. nichts, wenn die Saugleitung 15 Meter lang, schräg liegt und ihr höchster Punkt sich 5 Meter über dem Wasserspiegel befindet. Soll aber eine Reiterpumpe aus einem Brunnen ziehen, wo der Saugschlauch senkrecht hinunter hängt, dann kann die Entfernung zwischen Wasserspiegel und Pumpwerk 7 Meter nicht überschreiten, und da muß dieses noch in gutem Zustande sein. Dagegen ist die Druckwirkung der Pumpe, in unserem Falle die Steigung im Druckschlauch davon unabhängig und meist viel höher.

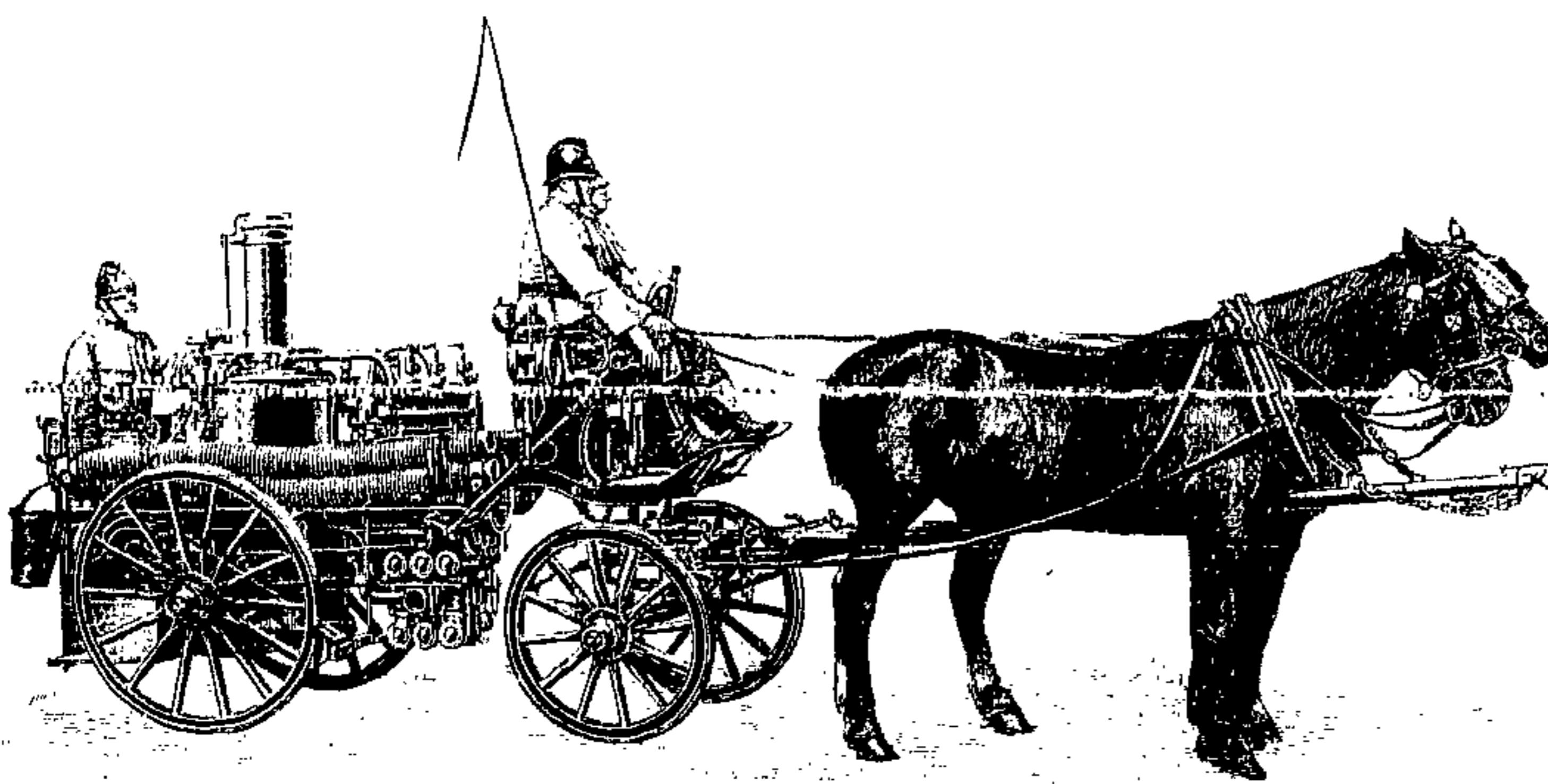


Wasserwagen mit Kübelpumpe

Handbetrieb sehr umständlich. In den Städten hat sich deshalb diejenige Feuerlöschmaschine eingebürgert, die die Wasserversorgung mittels Dampfkraft bewerkstelligt, die Dampffeuerpumpe. Deren Einrichtung und Betrieb ist dadurch natürlich anders, als bei den vorhin skizzirten; eine solche Maschine bietet einen anderen Anblick. Der

Aufbau mit Vomme, Warnungsschild, in ein paar Mannschaftsstühlen angebracht, unten an Radgestell eine Wagenstange für 2, unter Umständen für 4 Pferde. Neben dem Dampfessel ist unten im Wagen, nach dem Rütscherstuhl, das Pumpwerk, ferner auf der unteren Seite als hinterstes Wagenende eine Plattform, an welchen und Wassertassen usw.

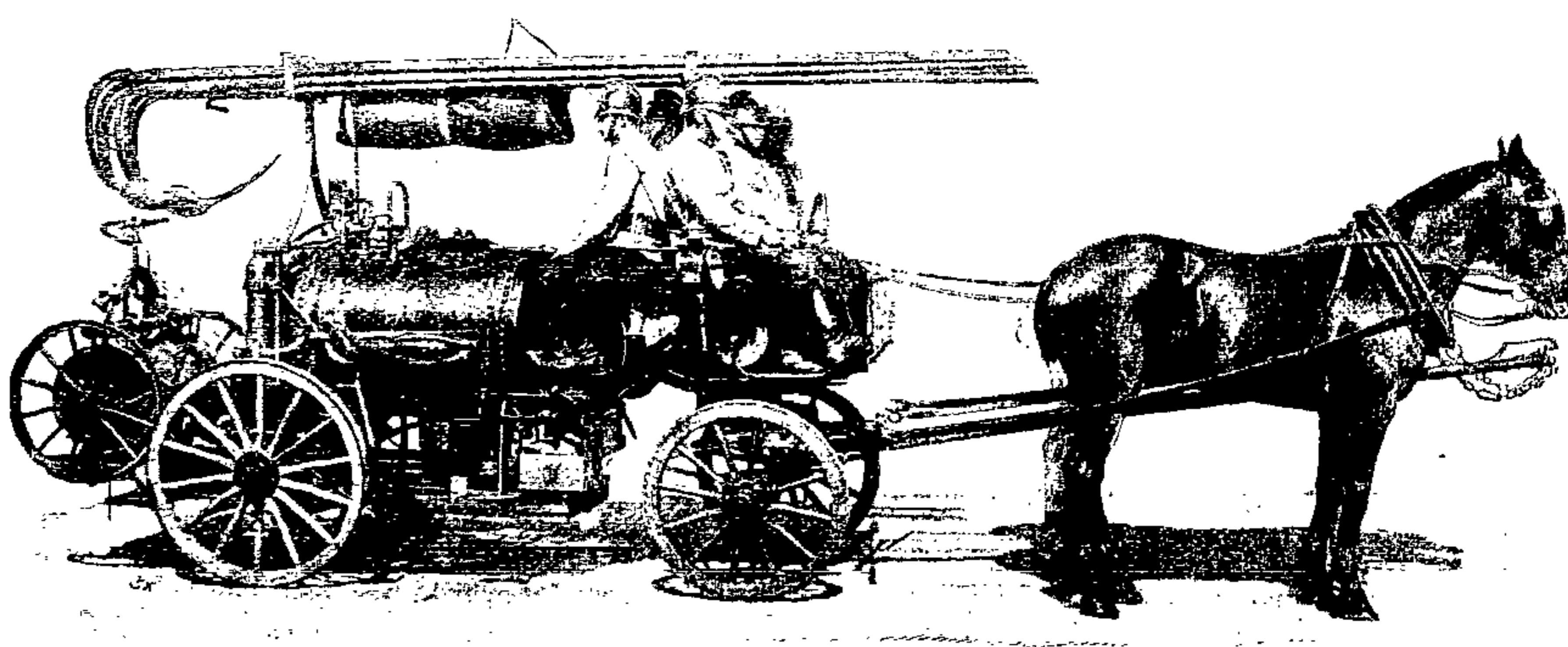
Zunächst das Pumpwerk: eine Kombination von Dampfmaschine und Pumpe, die vom horizontal auf den Wagenrahmen gelagert wurde, jetzt stellenweise ebenfalls senkrecht darsteht. Wir wissen, daß nach dem Grundsprinzip jeder Dampfmaschine ein massiver Kolben in einem vorn und hinten verschlossenen Zylinder von dem bald zur einen, bald zur anderen Seite einströmenden Dampf mit dessen Druckgewalt hinaus und hergeschoben wird. Von Mitteymittel des Kolbens dringt eine gerade Stange in die Längsrichtung des Zylinders durch eine Stopfbüchse an der vorderen Wand heraus und treibt außen während ihrer hin und hergehenden Bewegung mit einem weiteren, an einer Kurve mündenden Stangenteil diese herum. Bei der Kurve werden Hauptwelle und Schwungrad gedreht und die anderen Hilfsorgane betätigt. Zum Betrieb eines Pumpwerks muß man nur die Vor- und Rückhube des Dampfkolbens zu verwenden suchen, eine Ausgabe, die man mit verschiedenen maschinentechnischen Konstruktionen mitteln gelöst hat. Bei den Dampffeuerpumpen ordnet man z. B. den Pumpenzylinder genau gegenüber dem Dampfzylinder in dessen Längsachse an, damit sich die eine Kolbenstange sehr direkt in die andere fortsetzt, während die Schwungradwelle quer in der Mitte liegt und von Hilfsorganen gedreht wird. Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine wichtige Änderung im Bau des Pumpwerks erwähnen für Dampfspritzen benutzt man nämlich keine Plunger und einseitig offene Pumpenzylinder, sondern solche, die an beiden Seiten geschlossen sind und einen kurzen, massiven Kolben enthalten, der von einer durch die eine Wandung führenden Stange durch den Zylinderraum bewegt wird. Dieser ist somit in zwei Abteilungen zerlegt die jede wieder ihre Saug und Druckseite gesondert besitzen. Geht der Kolben vorwärts, so vollführt er von der einen Abteilung den Saug, von der anderen den



Dampfspritze.

Eisher haben wir von Handfeuerpumpen gesprochen, deren Leistungen jedoch für die Verhältnisse größerer Städte unzureichend sind. Baute man sie auch in größeren Modellen — dergestalt, daß auf dem Wagen an den Seiten noch Plätze für die Mannschaften und oberhalb des Pumpwerks ein Gestell für Leitern angebracht wurde — bleibt doch der mühsame

Wagen von ihr hat ein starkes, eisernes Rahmen gestell, vorn zwei kleinere Lenkräder, hinten außerhalb des Rahmens zwei größere Laufräder. Fast durchgängig wird bei allen den verschiedenen Systemen der erforderliche Dampfkessel derartig auf dem hinteren Teil des Rahmens befestigt, daß er dort senkrecht zwischen den Laufrädern hängt. Vorn über den Lenkräder ist der



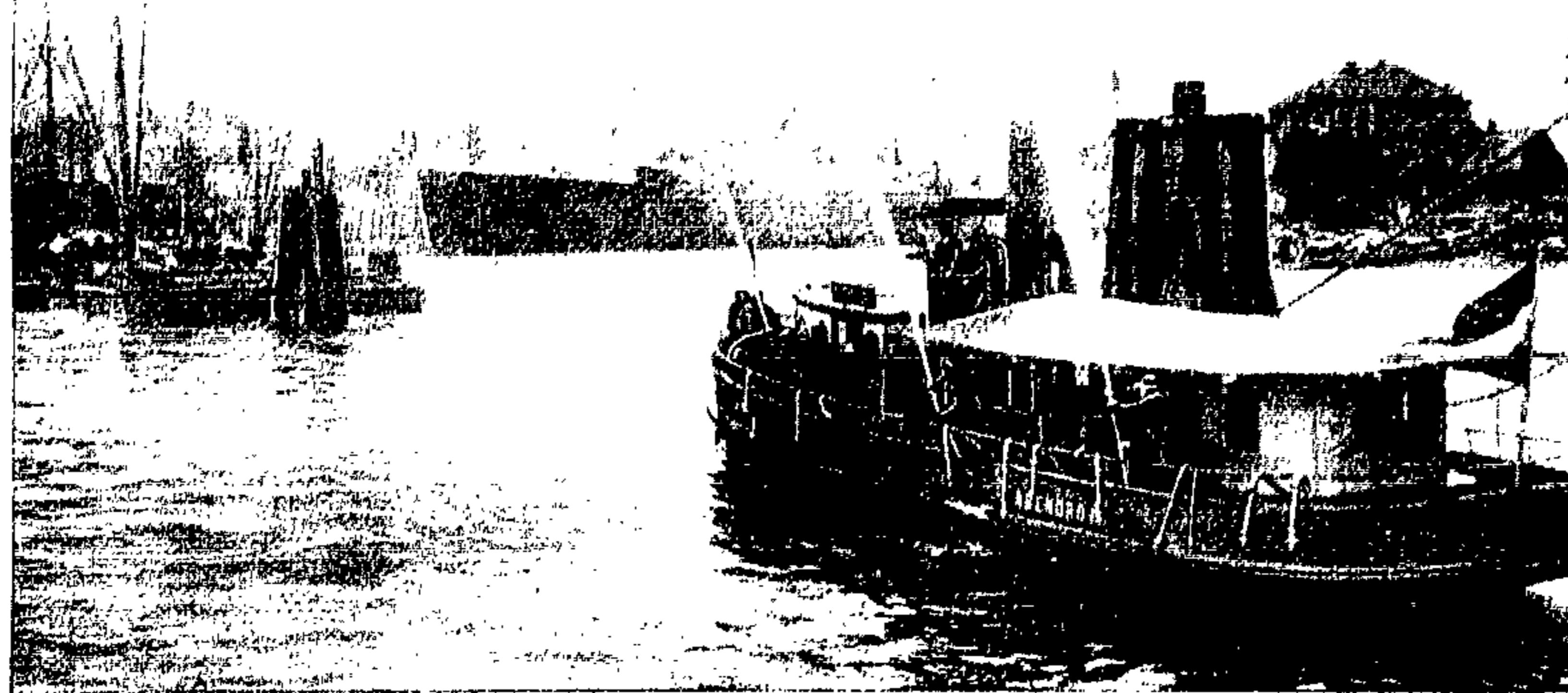
Feuerpumpe mit Kommandanten-Beratern.

Dampfzylinder neben den Hebeln, die Pumpenzylinder auf die Seite des stützenden, stehenden, seifreiter Bauteil über die Dampfzylinder oben, die anderen unten. Die Zulaufrohre des Pumpenwerks vereinigen sich unten am Saugwindfessel, die anderen am Druckwindfessel. Mit Saugwindfessel gelangt das Wasser in Spiralschlängen von oft 15-20 Centimeter Durchmesser.

er kann wegen des bekrüppelten Platzes auf dem
Klag-e nicht unangreichen sein. Dritten wird
es befürchtet sein, daß ein jeder Steffel, wenn er
angeheizt wird, eine gewisse Zeit branzt, bis
das Wasser darin siehet und sich dampft ent-
wickelt. Diese Zeit muß beim Steffel ein
Dampfdruck so weit verringert werden, bis
er endlich verschwindet. Dann ist der verdampfte

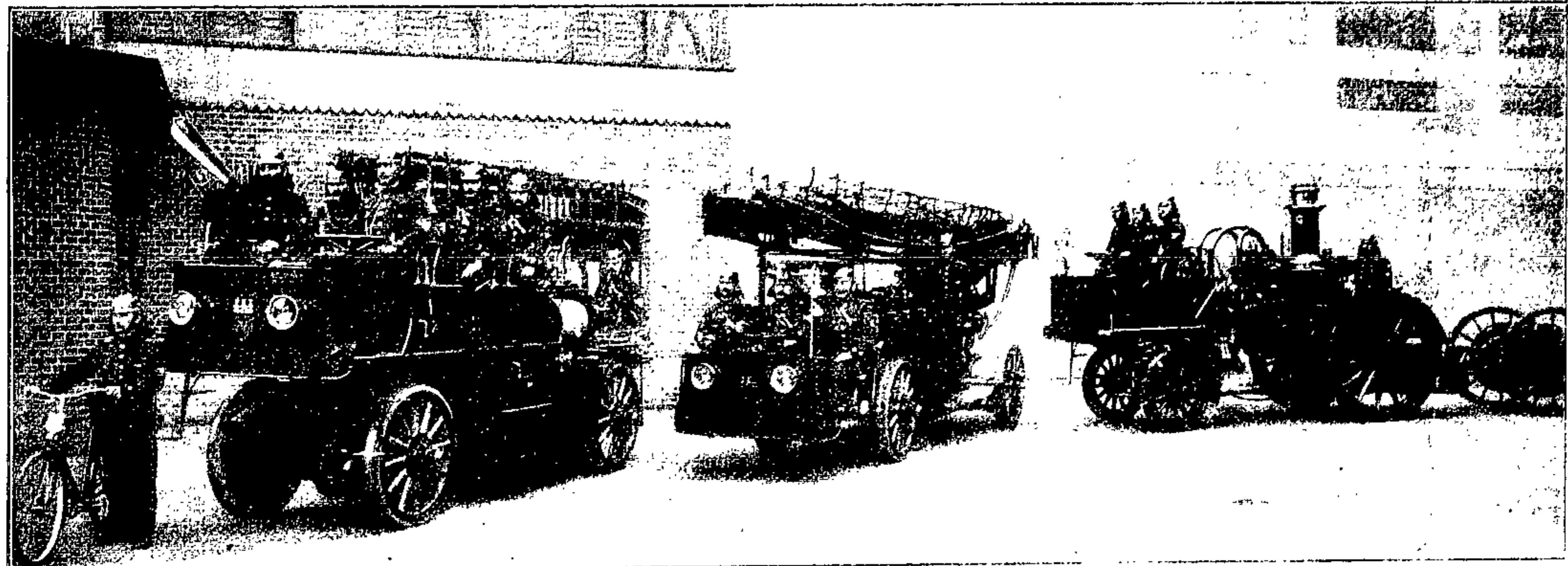
lich. Zunächst wäre die Kreise des Kreis zu ermögen, die ein flüchtiges Zentrum bereiterklämt.

Alle die Umstände tragen dazu bei schnell und viel Dampf zu erzeugen. Dieser wird aus dem oberen Hahn des Stiebels von einem Rohr mit Handabventil zu den Dampfzylindern des Kesselpfeifers geleitet, die den ver-



Hamburger Spritzendämpfer

vom Eintreten der Wiedergabe eines Brandes bis zur Mündung der Zapröbe am Brandort, muss jeder Dampf da sein, dass die Maschine bald mit voller Kraft arbeiten kann. Da das Wirkungsvermögen einer Dampfspröbe je nach Größe 10-20, bei grösseren Arten 30-50 Pferdestärke benötigt, werden viertens außerdem relativ hohe Dampfquantitäten verlangt. Fünftens soll der Meister



Automobil-Löschzug. (Gaspritze, Leiterwagen und Dampfspritze)

Heuerlich der einfachste, in Wirklichkeit aber der interessanteste Teil ist der Dampfessel, er ist ja auch das wichtigste Organ, das vielen Anforderungen gerecht werden muß. Wie jedes Feuerlöschgerät, soll auch die Dampfspritze möglichst rasch an die Brandstelle fahren, sie muß darum im Gewicht mäßig, und vor allem darf der Kessel nicht so schwer sein, wie wir es sonst von Dampfesseln gewöhnt sind. Zweitens kann

imstande sein, zur Bekämpfung beträchtlicher Schadensfeuer auch längere Zeit, vielleicht mehrere Stunden, Kampf von der nötigen Spannung zu liefern. Man genügt allen diesen Bedingungen durch die Wahl von Wasserrohrkesseln. Zu dem aufrechten Kessel steht im unteren Teil ein zweiter, etwas feinerer runder Behälter, die Feuerbüchse, womit also der Kessel doppelt wird. Der Raum zwischen beiden und

brandten Dampf in einem anderen Rohr aber zum Röhren herausblasen.

Die nötigen Utensilien, Mühlen-, Wasserfästen, Mühlenshaufel, Schüttreisen werden auf der mit Geländer ausgestatteten, hinterste Plattform angehängt, wo sich auch unten die Seitentür, oben die Wasserstandsgläser, Dampfdruckmesser (Manometer), Dampffignalpfeifen, an der Seite die Dampfstrahlpumpen für die

Kesselpeisung befinden. Nebenwegen sind alle äußeren Rohre, der obere Boden des Kessels und Stahlrohrstutzen von blankglänzendem Messing oder Kupfer.

Nun, soweit es uns im Rahmen unserer Darstellung möglich ist, ein paar Worte über den Betrieb der Dampfspritzen. In der Feuerwache einer Großstadt, wo leider nur allzu oft Meldungen eingingen, gilt es, die Maschine fortwährend aktionsbereit zu halten. Im Dampfkessel steht genügend Wasser, auf dem Rost liegt das Feuerungsmaterial fertig aufgeschichtet, Hobelspane, Holz, einige Stücke Kohle. Doch das Wasser bleibt meist schon im Stillstand siedend, denn in die Feuerbüche stellt man einen brennenden Gaslocher ein. Wird alarmiert, so entfernt man ihn, schiebt die Spritze vor das Haus, während die Pferde angespannt werden, schüttet man Petroleum über das Brennmaterial, es wird angezündet, noch Kohle darüber geworfen, der Heizer nimmt auf der hinteren Plattform Platz, und bereits im Abfahren zeigt eine dicke, dem Kaminrohr entströmende Rauchwolke, daß der Kessel Blut gesetzt hat. Endes wäre infolge der mangelnden Höhe des Kamins der Luftzug schwach, nun kommt ihm zu Hilfe durch folgende Vorrichtung. Auf der hinteren Plattform stehen zwei der bekannten länglichen Stahlflaschen mit flüssiger Kohlensäure, einem sehr stark gepreßten Gas. Sie haben oben kleine Handventile, von denen ein Röhrchen im Kamin mündet. Ein solches Ventil öffnet man jetzt, das Gas gischt mit heftigem Strahl im Kaminrohr empor, bläst den Rauch heraus und schafft durch die ganze Feuerbüche einen lebhaften Luftzug, der das Feuer ansieht. Das Wasser sammelt schnell Dampf im Kessel an; beträgt auch der höchste Druck 10 bis 12 Atmosphären, so reicht doch der in 2 bis 3 Minuten auf der Fahrt erzeugte Dampf aus, das Pumpwerk zu betreiben. An der Brandstelle hält die Spritze am günstigsten Wasserort, die Saugschläuche werden vom Führersitz ausgestreckt und gespannt, die Pferde entfernt, die Druckschläuche ausgerollt und aneinander gekuppelt, ein Signal mit der Dampfpfeife und das Pumpwerk beginnt zischend und surrend zu arbeiten. Meist drehen sich die Maschinen sehr geschwind, 200—300 mal in der Minute. Man führt das Feuer im Kessel auf, den Luftzug erregt nun der in den Kamin abgestochene Dampf der Maschine, mit schnellen, sausenden Stößen, wie bei einer Lokomotive, entweichen dicke Rauchwolken.

Dasselbe, was wir früher über die Möglichkeit der Saugtiefe sagten, trifft gleichfalls auf die Verhältnisse der Dampfspritzen zu, sie können nicht mehr als 7 Meter hoch ziehen. Was wir indes über Druckhöhe andenteten, daß dafür, wie auch für die Länge des Druckschlauches keine bestimmte Naturgrenze existiert, das zeigt sich hier sehr gut, denn am ebenfalls mit Manometer ausgestatteten Druckwindkessel herrschen meist 5—7 Atmosphären. Dieser Druck ist auch notwendig, denn beim Dachstuhlbrand eines 20 Meter hohen Hauses sind beispielweise mindestens gut 2 Atmosphären Pressung erforderlich, um das Wasser im Schlauch bis dort hinaufzudrücken. Ferner begünstigt natürlich höherer Druck die Länge des Strahls. Selbstverständlich muß der Druckschlauch, meist gummiertes Gewebe aus Hanf oder Flachs, derartigen Spannungen widerstehen, obgleich er, aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, oft zu sehr großen Längen vereinigt wird. Wichtig sind dabei die an den Enden der Einzelstücke eingedrehten metallenen Verbindungsflanschen, die oft nach gewissen „Landesnormalien“ konstruiert, schnell und sicher zusammenhängbar sein müssen. In den Städten werden Änderungen in bezug auf die Saug- und Druckarbeit insofern vorkommen, als man die Spritzen mit dem bereits unter starkem Druck zum Saugwindkessel gelangenden Leitungswasser speist. Für die Leistung der

Dampfspritzen ist die Angabe interessant, daß man mit den großen Maschinen einen Wasserstrahl 50—60 Meter weit werfen oder statt dessen 4 oder 6 kürzere Strahlen aus ebenso vielen gesonderten Leitungen schlendern kann.

Die letzten Jahre brachten eine wichtige Neuerung, die automobilen Feuerlöschgeräte, auch Automobil-dampfspritzen. Im Wesen sind diese keineswegs abweichend von den eben geschilderten, sie werden nur in der äußeren Konstruktion anders durch die Motoren und Apparate zur Selbstfahrt. Deren technische Seite sei noch im allgemeinen erläutert. Als Antriebskraft für die Fortbewegung kommen bei Dampfspritzen hauptsächlich zwei Dinge in Frage, Dampf oder Elektrizität. Bedient man sich des Dampfes, so verwendet man jedoch nicht die Dampfmaschine des Pumpwerkes, sondern eine zweite, die vorne im Wagenrahmen hängt und mittels Zahnraddreieckwerk die Hinterräder dreht, oder man ordnet unten am Gestell der Vorderräder besonders gebaute, kleine schnelllaufende Dampfmaschinen an. Vorn, auf dem Führersitz, der ähnlich wie ein Straßenbahnwagen mit einer Blechwand umbaut ist, befinden sich die Ablauf- und Steuerventile der Fahrdampfmaschinen, ein breites Handrad zum Lenken, Bremshebel usw. Um mit einer solchen Dampfspritze jederzeit aktionsbereit zu sein, muß man allerdings immer einen Dampfvorrat bewahren, mit dem angefahren wird. Weiter beschleunigt man die Dampferzeugung mit einem in der Feuerung fest installierten Brenner für Flammen von Petroleumgas, die allein oder wie sonst zusammen mit Kohle auf dem Rost brennen. Ein Bassin führt Wasser mit für den Dampfkessel während der Fahrt.

Geschicht die Fortbewegung der Dampfspritze durch Elektrizität, muß diese in Akkumulatorenbatterien aufgespeichert werden, und solche stellt man in Nästen unter die Führer- und Mannschaftsstube. Von den Akkumulatoren fließt der Strom über einen Regulierapparat am Führersitz zu den neben den Rädern angebrachten Elektromotoren. Die Räder sind, wie die der mit Dampf betriebenen Maschinen und wie bei automobilen Feuerlöschgeräten überhaupt, mit Reifen aus Vollgummi überzogen. In der Feuerwache wird von der vorhandenen elektrischen Leitung ein bewegliches Kabel mit einem schnell auslösbarer Steckkontakt an der Leitung der Batterie befestigt und diese geladen, d. h. es wird elektrische Energie gesammelt. Das Kabel wird vor der Abfahrt rasch entfernt, der aufgespeicherte Strom der Batterie treibt die Elektromotoren, die Spritze ist also sehr schnell fahrbereit. Unter der Entnahme so starker Ströme entladet sich die Akkumulatorenbatterie in ziemlich kurzer Zeit, um so mehr, als man sie nicht allzu umfangreich und schwer bauen kann. Die Akkumulatorenbatterien sind deshalb schon Spezialkonstruktionen; es ist immerhin eine gute Leistung zu nennen, daß sie es ermöglichen, die Fahrzeuge von der Mitte einer Großstadt bis nach Vororten zu bringen, dort zu manövrieren und wieder zurückzufahren, abends außerdem noch zwei elektrische Scheinwerferlaternen an der Vorderwand zu versorgen. Sonst bleibt alles in Bauart und Arbeitsweise der Dampfspritzen wie früher geschildert; einen eigenartigen Aufblick gewähren diese Maschinen jedoch stets, wenn sie mit vollem Dampf leichter und schneller als mit Pferdebewegung herauslaufen.

Die Elektrizität suchte man auch zum Antrieb des Pumpwerks zu verwenden, was aber aus den erwähnten Gründen mit Akkumulatoren-batterien nicht zu erzielen ist. Sie verlangen vielmehr das Vorhandensein elektrischen Stromes in der Nähe der Brandstelle und sind darum nur von untergeordneter Bedeutung geblieben, weil dies nur in seltenen Fällen eingerichtet ist. Der maschinelle Teil der Spritzen besteht

lediglich aus einem Elektromotor und dem Pumpwerk; wegen der geringen Dimensionen ist der Wagen ebenfalls klein, so daß ihn leicht 1 oder 2 Pferde ziehen. Neben dem Sitzscherstüze werden die Saugschläuche, ein Haspel für die Druckschläuche und einer mit einem langen, biegsamen Kabel ausgehangen. Dieses rollt man an Ort und Stelle ab, verbindet es mit der nächsten Anschlußstelle der elektrischen Leitung und dem Elektromotor, worauf das Pumpwerk gehen könnte.

Wie die Dampfspritzen unabhängig in ihrer Betriebskraft, sind es auch die mit Explosionsmotoren ausgerüsteten Löschmaschinen. Sie werden ähnlich konstruiert wie die mit Elektromotor arbeitenden, nur wird an dessen Stelle ein Petroleum- oder Benzimotor neben das Pumpwerk montiert. Besonders von der lebhaften Gattung benutzt man gegenwärtig oft das System der kleinen, schnelllaufenden Automobil-motoren, die trotz ihrer geringen Dimensionen relativ erhebliche Kräfte liefern. Wie dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß auch in den Explosionsmotoren ein Kolben auf und ab gleitet, der den brennbaren Dampf des bestehenden Stoffes, Petroleum oder Benzin, mit Luft zusammen einsaugt, preßt und dann durch die Explosion selbst mitunter der Kurbelwelle und dem Schwunggrad vorwärts getrieben wird. Um diese Prozesse einzuleiten, muß man die Kurbelwelle einige Male herumdrehen, den Motor anwerfen, ihn vorher bei Betrieb mit Petroleum indes ein paar Minuten anheizen, damit der Brennstoff verdampft. Einfacher wird es mit Benzin, das wegen seiner Leichtflüchtigkeit fortwährend Dämpfe entwickelt. Derartige Motorspritzen tragen außer den Löschrequisiten noch Behälter für den Brennstoff und Wasser für die Kühlung der Motorenzyylinder.

Verschiedene Städte haben auch Spritzen in Tätigkeit, die von den bis jetzt beschriebenen darin abweichen, daß sie kein maschinelles Pumpwerk besitzen, die Kohlensäure-, kurz Gas-spritzen genannt. Das bereits früher besprochene Kohlensäuregas, das unter intensivem Druck im flüssigen Zustand in den Stahlflaschen transportiert wird, entweicht in seiner gewöhnlichen Gasform als kräftiger Strahl, sobald man das Flaschenventil etwas öffnet. Kohlensäuregas brennt nicht, noch vermag es das Feuer zu unterhalten, die Flammen erschlagen darin. Diese Eigenschaft und sein Druck eignen sich sehr gut für Feuerlöschzwecke. Eine solche Spritze ist mit einem wagerechten oder senkrechten, widerstandsfähigen Kessel von einigen Hundert Liter Inhalt ausgestattet, der von unten herauf ein Auslauffrohr mit Kupplung für einen Druckschlauch hat. Daneben stehen 2 bis 4 Flaschen Kohlensäuregas, deren Ventilsrohre oben am Kessel endigen. Dieser bleibt mit Wasser gefüllt und wird so direkt an den Brandort gefahren, dort legt man einen Druckschlauch mit Stahlrohr an und dreht langsam das Ventil einer Kohlensäureflasche auf. Der Druck des Gases teilt sich dem Kessel mit, das Wasser wird zum Schlauch hinausgepreßt; infolge der Spannung löst sich dabei noch Kohlensäuregas im Wasser und spricht mit dem Strahl ins Feuer. Der Vorteil der Spritzen ist, daß sie im Augenblick Wasser geben, sie sind berufen, ein Schadfeuer im Entstehen zu verhindern. Ihr Nachteil dagegen wäre die Unmöglichkeit, Wasser selbst anzusaugen und ihre vom Kohlensäurevorrat bedingte, kurze Arbeitsdauer. Schließlich wollen wir noch darauf hinweisen, daß man auch die hier beschriebenen Spritzen in dieser und jener Weise kombinierte, z. B. kleine Dampfspritzen mit Kohlensäure-Wasserdruckbehälter versah, oder die Kohlensäurespritze elektromotorisch automobil machte. Ebenfalls benutzte man an größeren Benzimotorspritzen den Motor unter Einschaltung mechanischer Kupplungsgetriebe zum Fahren.

Ein Untergang.

Erzählung von F. W. von Osterer.

Kapitel I.

Die Dorfbeamten und Jäger begannen, auf die nächtlichen Diebe Jagd zu machen. Sie wurden eingefangen: ein altes Weib und drei Männer. Aber die sagten vor Gericht, daß man das ganze Dorf Trobyn und dazu die Leute aus den Nachbardörfern rings um einsperren müßte, wenn man alle Diebe auflögen wollte. Und sie fragten, was denn geächtet sei: zu erfrieren oder zu stehlen? Die hochweisen Herren machten betroffene Gesichter und beantworteten diese gottlose Frage nicht; aber die Trobyner Diebe wurden eingesperrt als abschreckendes Beispiel und die Leute im Kreisnogroder Kreise verwirkt. Doch die Winternacht trug nichts; im Gegenteil. Die Leute schliefen jetzt ungescheut am lichten Tage; um sie beneideten jene wenigen, die nun für den ganzen harten Winter und länger eine gute Zelle und sichere Nahrung gefunden hatten. Stillschweigend ließen es die Behörden gehen. Man hätte, um dem Nutzen zu steuern, den ganzen Kreis in ein großes Strafhaus verwandeln müssen; und das wäre zu kostspielig gewesen.

Doch in Trobyn war es langsam auch mit der Nahrung zu Ende gegangen. Nichts mehr zu verkaufen, nichts mehr zu nagen. Erst zogen die Bauern ihre Leibriemen fester, um den leeren Raum zwischen Bauch und Kleidern zu verdrängen, und die Weiber ahnten ihnen nach. Aber bald vermochte auch diese als Selbstläufgrächte Gaulelei nicht über den wilden Hunger hinwegzutänkeln. Man mußte sich Fleisch schaffen, um nicht zu vergehen. Der Fleischer des Dorfs hatte vor gerümer Zeit seinen Laden geöffnet, um seine Ware und sein Leben hängend, seitdem ihm ein hungriger Barke mit dem Messer in die Hand ein Stück Fleisch vom Ladentische genommen hatte. Er hatte sein Geschäft geöffnet und war fortgezogen. Der Propinationspächter war zugrundegangen. Den Schnaps des Herrn Grafen Würste, Krant und Brot und was er sonst noch zu verkaufen pflegte, kaufte und zahlte keiner der Bauern mehr. So blieb denn nichts übrig, als die letzten Haustiere zu schlachten. Der Starost selbst gab das Beispiel, indem er die letzte Kuh, die er noch besaß, opferte. Und das war eine Erregung wie beim Tode eines heiß geliebten Wesens. Das ganze Dorf stürmte zu der Hütte; die Weiber schluchzten, die Männer brüsten.

Der Starost zuckte die Achseln, während er mühsam die Tränen zurückdrängte. „Man muß leben, Leute,” sagte er. „Ich habe die Mutter, die Frau und auch noch vier Kinder. Bei meiner Seele, es ist wahrhaftig sehr viel besser, keine Milch als kein Fleisch zu haben, zumal wenn man kein Futter mehr fürs Vieh hat.“

Einzelne Arme streckten sich ihm entgegen. „Gib uns auch Fleisch, gib uns auch!“

Ta aber stellte er sich vor das gechlachtete Tier, wie um es zu verteidigen.

„O, das nicht. Ich kann und will nicht, wenn ich meine Kinderchen ernähren, wenn ich ihnen das Fleisch forttragen lasse? Soll ich verhungern?“

Nun die Leute gingen mit gesenkten Häuptern davon.

Dann gab es mit einem Male im Dorf Fleisch. Auf jedem Herde brodelte es im Topf. Alle schlachteten nun ihr letztes Vieh. Das waren vergnügte Dezembertage, an denen die Bauern fast ihres Glücks vergaßen und schmausten wie noch nie in ihrem Leben. Es schien, als wollten sie die Entbehrungen der letzten Monate gutmachen. Viele erkrauteten durch den jähren Wechsel von Hunger zum Wohl-

leben. In den Stuben sah es im Vergleich zu den vergangenen Tagen beinahe festlich aus; waren auch die Wände leer von Geräten und Schränken, fehlten auch die traulichen Holzgestelle um dem hochgetürmten Federzeug, so lang doch die Suppe auf dem Herde ein verheizendes Vieh, so war es doch warm in der Hütte. Und so lebte man bis Weihnachten im Überflusse, ohne flüglich an die Entbehrungen zu denken, die an kommenden Tagen abermals drohten. Wohl konnten sich nicht alle im Dorfe des kurzebigem Wohlstandes erfreuen, aber doch die meisten. Und diese waren großmütig und leichtfertig genug, die weniger Glücklichen teilnehmen zu lassen. Und dann kam wieder das schwarze Eiland, doch noch bestürmungsloser als vor dem. Nach den guten Tagen des reichlichen Genusses und der Überfülligung war der übermäßige jähre Unschönung doppelt schwer zu trocken, waren die Leiden kommandach größer.

Wieder wurde eines Morgens auf freiem Felde eine Leiche gefunden, ein armer verhungerten und erfrorenen Arme. Die Leute, die ihn entdeckten, leerten im Nahen eine große Schar von Zoblen, Karöben und Blaben aus; und als sich einer der Männer bückte, um den Toten aufzuhören, fuhr er entsetzt zurück. Die gefiederten schwarzen Männer hatten dem Toten die Augen ausgebaut und ihm mit den scharfen Schnäbeln ganze Streifen aus den Wangen gerissen. Das war wieder ein Schrei des Entsetzens, der ganz Trobyn durchbebte. Um Gottes willen, das war das Ende! Schlimmer konnte es nicht kommen!

Am dritten Weihnachtstage herrschte im Dorfe tobender Ausruhr, der im kleinen begonnen hatte. Zwei junge Burschen mit eingeschlagenen Wangen und vorgeworfenen Augen ritten schreiend und schüttend durch das Dorf. Zu den Händen schwangen sie Weile und stießen Trostungen aus, die der Sturmwind halb verschläng.

Doch bald hier, bald dort öffnete sich eine Tür, und ein Bauer trat heraus. „Was ist geschehen?“ „Was bedeutet das? Sagt!“

„Der Prosper Stanenski hat noch eine Kuh,“ schrieen die Burschen mit dünnen, schluchzenden Stimmen. „Er muß sie teilen als Weihnachtsgabe.“ „S ja, er muß.“ „Er muß.“

Die älteren Männer schüttelten ernst die Hämmer. „Sagt das!“ „Meine Gewalt!“

„Tut es nicht!“ Aber die Weiber, in deren Eingeweiden der Hunger wütete, stimmten den Burschen bei. Mit Art oder Messer schloß sich bald hier, bald dort ein Weib dem Zuge an, und die Schar wuchs von Hütte zu Hütte, und die Erregung riß endlich das ganze Dorf mit.

„Zum Stanenski,“ heulten sie. „Fleisch, Fleisch!“

Das Tor wurde mit Anzügen und Art bieben aufgesprengt, und der ganze Haufen stürmte in wildem Laufe dem Stalle zu. Der Stanenski trat furchtbar bleich eine Laterné in der Hand, aus dem Zimmer.

„Was wollt ihr?“ sagte er tonlos.

„Fleisch!“ „Fleisch, du Lump!“ „Du sollst mit uns teilen, wenn du ein rechtbaffener Christ bist!“ „Ein Bauer ist er, o, ein Bauer.“ „Ein Halunke.“ „Der Donner soll ihn erschlagen, den Hund!“ „Sollen wir verbürgern?“ schrie man ihm wütig entgegen.

„Licht, Licht,“ schrieen jene, die vor dem Stalle angelangt waren.emand entriß dem Bauer die Laterné und ließ dem Stalle zu. Wütend stürzte der Verachtete nach und schlug sich mit den Fäusten durch die Menge durch, die den Weg zur Türe verlegte. Er kam schon zu

spät. Einer der Burschen hatte der Kuh mit gewaltigem Hiebe den Schädel gespalten, und nun wühlten viele Hände mit Messern und Beilen im Leibe des Tieres, um irgendwo großes Stück Fleisch zu erhaschen.

Prosper Stanenski sprang schämmend auf einen der Burschen zu und packte ihn an der Stele. „Mörber, Diebe, Mörder, Hunde,“ leuchtete er. „Nichts bekommt ihr, nicht das kleinste Stück, bei meiner Zeligkeit. Warum sollt nicht lieber ihr verbürgern als ich? Das ist meine Kuh, mein Eigen. Sie behatte ich nur mich.“ Und er ließ von dem Burschen ab und schlug sinnlos mit beiden Fäusten auf die vielen Arme, die im Leibe der Kuh wühlten und schnitten; er schlug blindlings, ohne auf Messer und Beile zu achten. Und dann entriß er der nächsten Hand eine Art und schwang sie drohend über seinem Haupte. „Wer mich besticht,“ schrie er, „den bring ich um!“ Doch im gleichen Augenblick traf ihn eine Kugel aus dem Hinterkopf ein tödlicher Hieb, die Hirnhäute zertrümmernd. Mit wildem Schreien fiel Stanenski zu Boden. Wie ein Löwe fiel es von hundert Lippen. Dann ward es still, lang todesstill. Und plötzlich begann wie am Sonntagsabend eine wirre, zügellose Angst. Die Betroffenen blieben ein wenig zurück und nahmen sich große Stücke des rauchenden, warmen Fleisches mit. Warum auch nicht? Wenn man schon gebeten werden sollte, warum noch vorher darben? Und dann liefen auch die Leichen davon, als die Männer stumm dem Stalle zustürzten und an der Leiche des erschlagenen Mannes bewußtlos zusammenbrach.

Das Eiland hatte seine Opfer das erste Mal zum Morde getrieben.

Das Jahr hatte seine Zahl gewehrt.

In Trobyn war es still wie auf einem Friedhof. Auch das Bürgenglocken wurde nicht mehr geläutet, um die Verzweiflung nicht zu erhöhen. Gelegenheit, sein dümmes Stimmen ertönen zu lassen, hätte es aber logisch gehabt. Es folgte auch niemand mehr wie vor dem den Leichen. Lautlos trug man die Toten wie Verbrecher zum Gottesacker; eilends wurden sie eingearbeitet zum größten Verdruss der schwärmenden Vögel, die beutehöffend jede Leiche begleiteten. Und kaum waren die letzten Schollen in die Grube gefallen, hielt man heim, voll Angst, vielleicht gleich miteingesetzt zu werden.

Kein Pferd mehr im Dorfe, kein Hund, keine Rabe, alles verlaufen oder verzebt. Selbst die Männer waren verschwunden. Vielleicht durch die furchtbaren Frosttage getötet. Es war im ganzen Dorfe von Hütte zu Hütte ein langauer, qualvoller Todeskampf.

Abermals waren an den letzten Tagen des verlorenen Jahres Unterstützungen gesandt worden; aber es war so wenig, daß es wie eine Verhöhnung des bitteren Elands erschien. Man war eben nicht imstande, mehr zu geben; denn es gab allenthalb Wilddürftige und Hungiernde zu Tausenden, und in den Staatsställen lagen nur Schuldsscheine. Die Trobyner Bauern lernten nun auch den markerstarrenden Frost in ihren Hütten kennen. Der hochadelgeborene Herr Graf hatte damals den Befehl erlassen den Armeischen die Abholzung des einen Forstes zu gewähren; ungestraft hatten sie die Bäume fällen dürfen. Aber die vierzehn Dörfer des Kreises brauchten viel Holz, um sich zu wärmen, und so war der Forst bis auf den letzten Zweig gerichtet, ehe noch die Hälfte auch nur ein klein wenig nachgelassen hatte.

Fortsetzung folgt.

Ein gescheiter Mann.*

Ich war gescheit!
Ein Mädchen sah ich mit tuftigem Blick,
Kugl Zäppfe, wie meine Faust so dicke!
Und Zähne hatte sie wie eine Maus!
Kann gestern erst aus der Schule heraus,
Ich dacht mir: „Was quälst Du? Liebe bringt Leid!“
Du war ich aber mal gescheit!

Gescheiter ward ich . . .
Ich sah sie wieder ein Jahr darauf;
Sie ging vorüber und sah nicht auf.
Da dacht' ich: „Im Wagnis mir zeigt sich der Mut!“
Und kaum war's Mai -- und mir brauste das Blut
Da küßt' ich ihr lachend Lölle und Haar
Wie ward ich gescheiter in einem Jahr!

Doch das Gescheiteste?
Das war, beim Himmel, ein Heldenstück!
„Das Freien“, dacht ich, „das bringt kein Glück!“
„Adieu, meine kleine Anna Margret,
Ich mag kein langes Abschiedsgebet!“
Sie sagte nichts, kein Wie und Was,
und sah mich nur an ganz still und blaß;
und ging und schaute nicht einmal zurück.
Weiß Gott, das war mein gescheitestes Stück!

- Doch heute?
Da lieg ich im Heidekraut.
Wie selig dort oben der Himmel blaut!
Und drüben, wo sich der Feldweg spannt,
Da gehen zwei Menschen, so Hand in Hand
Da kommt mir beinah das Weinen an . . .
Ich weiß, ich armer, verlorener Mann,
Im Tage, der am gescheitesten war,
War ich der Narren unjetzter Narr!
Luna Margaret! . . .

Vadim Jacobowitz.

Mit Auschluß der Zähne besitzt der menschliche Körper 208 Knochen. Würden diese durcheinander geworfen uns zu einer übersichtlichen Ordnung vorgelegt werden, so wäre die einfachste diejenige nach dem Vorwalten der drei Ausdehnungsrichtungen jedes Körpers. Wir würden eine Anzahl Knochen finden, bei denen die Längsrichtung die der Breite und Tiefe bedeutend übertragt, z. B. Arm-, Hand-, Bein-, Fußknochen, sowie Schlüsselbein, Brustbein, Rippen und vielleicht auch noch Unterliefer; andere, bei denen Länge und Breite einander ungefähr das Gleichgewicht halten, die Tiefe oder Höhe aber nur unbedeutend ist, z. B. Schädelknochen, Schulterblatt, Becken, sowie einige kleinere Knochen der Hände und endlich solche, bei denen keine der drei Richtungen die andere um ein Mehrfaches übertrifft, z. B. Hand- und Fußwurzelknochen und Wirbelsäule. Wir erhielten danach die drei Abteilungen der langen, glatten und runden Knochen.

Welche Zwecke können nun durch diese Formen erreicht werden und wie geschieht dies im menschlichen Körper?

Platte Knochen können verwandt werden als
schützende Decke für jüngere Gewebe, zweitens können
sie durch ihre große Flächenausdehnung größeren
oder mehrfachen Muskeln Anhaltstellen bieten, und
drittens können sie bei einiger Dicke auch zur Ge-
samtfestigkeit des Körpers beitragen.

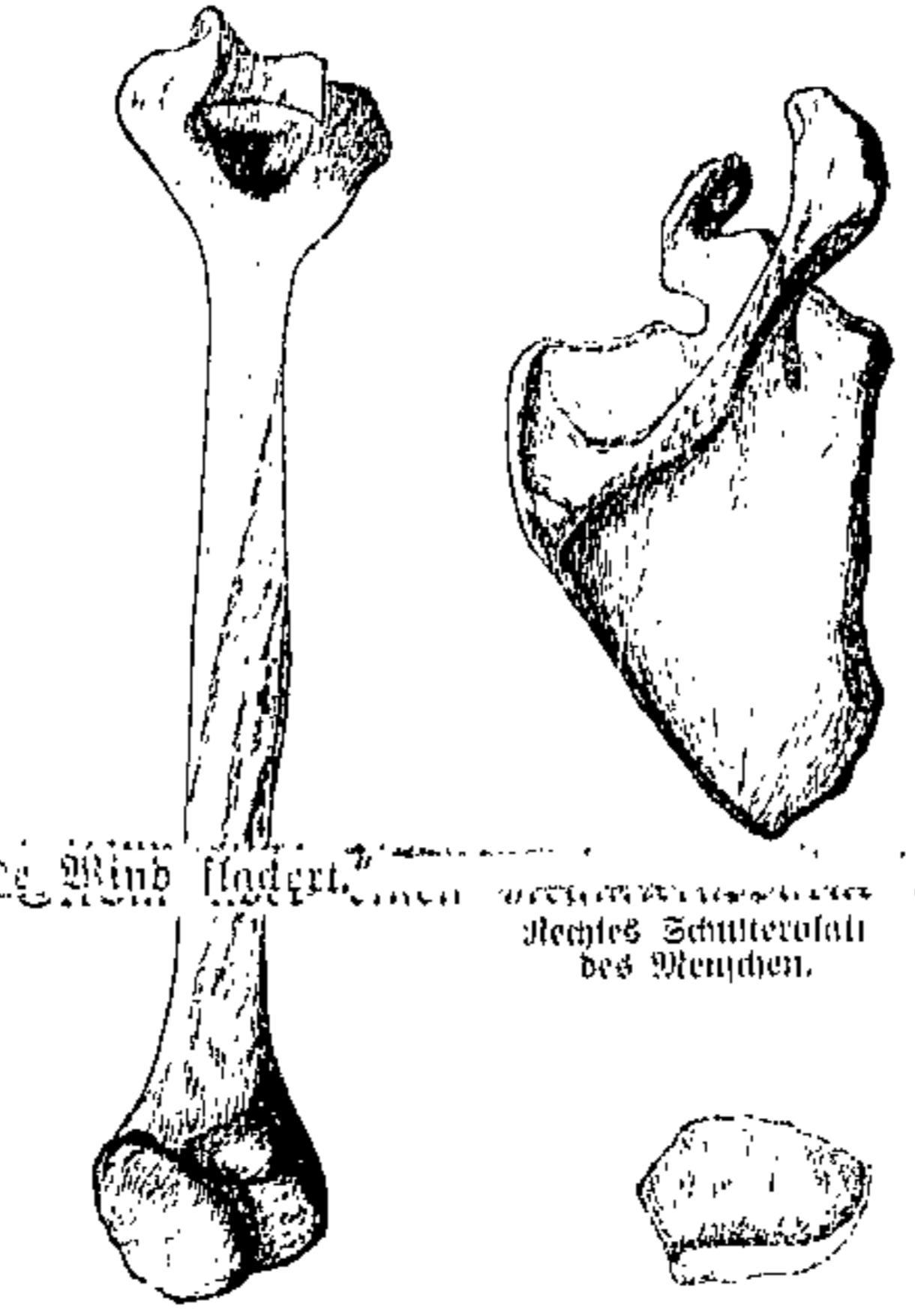
Den ersten Zweck sehen wir am vollkommensten bei den Schädelknöchen erreicht; diese schließen sich in festen Knochenwänden, welche durchaus keine Be-

Reptilien gestalten, aneinander und schließen die unterer befindliche Gehirnmaße vor Hinteren der Rumpfmasse.

Mündchen, die besonders als Ursprungsstellen für größere Wunddrüsen dienen, sind die Schulterblätter. Diese tragen hervorragend dazu bei, dem Kran, als Manzen betrachtet, die große Kraft und Beweglichkeit zu ermöglichen, während bei ihnen der von den Schädelöffnungen erreichte Platz begrenzt und ausreichend

Die Pedestinchen endlich ersätteln sämtliche eben genannte Störde. Sie umfassen zum Teil die Gelenkeinsenbeide, sie bieten großen Widerstand, unter ihnen dem größten des Körpers überhaupt, die Sprunggelenke, und sie dienen, mit dem Kreuzbein zum Pedesquirlus verbunden, dem gesamten Körper als feste Unterstüzung.

Über auch unter den übrigen Strochen finden wir solche, welche andere Körpertheile als Hütte schützend umgeben, und zwar sowohl unter den runden als unter den langen. Zu den erstenen gehören die Wirbel. Von jedem derselben geht ein Bogus, aus mehr hohen als breiten Strochen vorzähnen gebildet, nach hinten, und sämtliche Bogen schließen zu einer Röhre zusammen, welche das Rückenmark in sich aufnimmt und mit seitlichen Löchern für den Nerven bei Herben läßt. Ebenso bildet die Gesamtheit der Rippen mit dem Thorax eine solche schützende Hütte hauptsächlich für das Brusteingeweide. Die Gesamtheit der Wirbel zwischen den Rippen ist so gebaut, daß sie



**Alteles Schulerfolg
des Meijchen.**

Vintes Oberarmbein des Menschen.

Handwurzelstocher des Menschen.

sammensetzung zu einem elastischen Stabe geworden, die Wirbelbogen aber, sowie die Rippen, können als eine gegliederte Platte betrachtet werden, welche Festigkeit und Beweglichkeit zugleich gewährt; in ähnlicher Weise wie dies die Rüstungen des Mittelalters taten.

Die langen Knochen, als welche wir jetzt nur die Knochen der beiden Hauptglieder der Gliedmaßen, sowie diejenigen der Hand und des Fußes betrachten, dienen hauptsächlich der Ortsbewegung. Sie wirken in der Form von gegliederten Stäben wie einarmige Hebel und gewähren alle Vorteile derselben wie schnelle Urtüberänderungen der Endpunkte, sowie bedeutende Kraftleistungen. Dabei kann man den Unterschied in den Leistungen der oberen und unteren Gliedmaßen machen, daß erstere hauptsächlich Urtüberänderungen fremder Körper gegen den Rumpf, letztere dagegen solche des Rumpfes gegen fremde Körper zu stände bringen. Dementsprechend ist die Gesamtheit der Handknochen als Greiforgan ausgebildet, die der Fußknochen schließen sich aber zu einem Wespölbe zusammen, das sich an die Unebenheiten des Bodens anschmiegt.

Was schließlich die runden Knochen an betrifft, so finden wir diese in den Hand- und Fußwurzelknochen. Ihre Leistung besteht darin, daß sie durch die Art ihrer Verbindung Festigkeit und größere Beweglichkeit vereinigen. Jeder dieser Knochen ist so mit dem benachbarten verbunden, daß er nur geringe Ortsveränderungen gegen denselben machen kann; alle kleinen Bewegungen aber summieren sich zu einer großen. Es ist hier also dieselbe Art der Wirkung vorhanden, die wir schon bei den Wirbeln vorausgesetzt haben.

Auch die Schlüsselbeine nennen wir ihrer Wirkung wegen erst an dieser Stelle. Sie dienen eben, wie die Fußwurzelfüßchen, als Zwischenglieder für

Betonte, und er möglichen so eine jütere Beobachtung
der Arme. Der Unterteifer endlich schließt sie
durch die Art seiner Wirkung teils an die lange
Mündung an, indem er wie ein einarmiger Schleier
wirkt, teils aber auch an die platten, die er bei
Mündteile als schützende Spülle umgibt. b. b

Ein historisches Schlagwort. Mit Abendo am 14. Juli 1789 röhrte in Versailles alle Welt, was sie in Paris begaben hatte: daß die Bevölkerung der Angriff der zum Staatsstreich aufgebotenen Truppe nicht erst abgewehrt hatte, sondern selbst zum Angriff geschritten und nach blutigem Sturm in den Besitz der Bastille gelangt war. Diese Tatsache, die den Sturz des alten Systems sicherstellte, sahnte am Abendo des 14. Juli jedermann. Bloß einer nicht, und das war der König. Ludwig XV. war von der Mutterlinie, die ihn beherrschte, gewöhnlich über die Vage der Dinge getäuscht worden; mit Hilfe von gejüngten Mure und Thentezeltern hätte man ihm glauben gemacht, daß Paris alles in Ordnung sei. Erst spät Abends am 14. Juli erfuhr er die Wahrheit von einem der neuen hoffähigen Venet, die nicht zur reaktionären Slique gehörten, vom Herzog von Vendôme. Ludwig sei aus allen Wotten und brach in seine ratlose Erberraschung in die Worte aus: „Ah! das ist eine Revolution“.

Einundvierzig Jahre später kam es wieder einen Monat Juli zu einer allgemeinen Erhebung in Kaiser-Öbelterung. König Karl X. und sein Staatsstreichkabinett wollten am 26. Juli 1830, weil sich ihre feindliche absolutistische Haltung nicht vor der bürgerlich-liberalen Masse ernehrte, beugen wollen, die gesammelten „Erklärunghen“ der Welt geworfen. Karl X. war seiner Zache über, daß er am 26. Juli ganz gemütlich auf S. Land ging und erst gegen Mitternacht nach St. Cloud zurückkehrte. Da war mit Paris schon in intensiver Bewegung. Am 27. kam es schon zu Blutvergießen. Der allgemeine Straßenkampf begann erst am 28. Juli, aber am frühen Morgen dieses Tages warnte schon ganz Paris vom Parc-l'Avre, hinter dem die Öbelterung Kampfbereit Posten gesetzt hatte. Der Oberbefehlshaber der Pariser Truppe, Marshall Marmont, war über diese Sachlage nicht informiert und wußte auch wohl, daß seine Regierung keinen einzigen tapfriken Soldaten besaß. Gedenfalls, Marmont machte sich über die Chanc des bevorstehenden Kampfes keine Illusionen, sondern versuchte, den König aus der Sicherheit reißen, in der er sich wiegte. Er bemühte sich, die verbündeten Bourbonen, der in der Kaiserbewegung noch immer bloß einen Strahl erblickten Star zu stechen durch eine brießliche Mahnung zum Rückzug, solange es noch Zeit. Dieser Brief Marmonts vom Morgen des 28. Juli 1830 beginnt mit den Worten: „Ich habe die Ehre gehabt, Euer Majestät zu melden, daß die Wolfshaufen, welche die Ruhe der Hauptstadt störten, gestern aufeinander getrieben wurden. Heute jammeln sie sich vorneum, zahlreicher und drohender als zuvor. Es ist keine Republik mehr, es ist eine Revolution . . .“ Die Wahrheit dieses Wortes sah Karl X. erst ein, als es zu spät, als Schlach und Thren verloren war.

Roch einmal fiel das inhaltschwere Wort in einem entscheidenden Augenblick, und zwar während der Märzstürme des Jahres 1848. Am 13. März waren in der österreichischen Hauptstadt bereits alle Klassen in leidenschaftlicher Erregung, die dadurch zur Höhe gesteigert wurde, daß die Soldatenstaat auf den Volk schoß. Während aber der alte Absolutismus vollen Zusammenbruch erlebten war, hatte der bisher allmächtige Staatsanwalt Metternich noch keine Verstellung vom Ernst der Lage, sondern redete sich ein, es handle sich bloß um einen Revolte von Juden, Polen, Maltesern und Schweizern. Er äußerte er sich auch zu einer Deputation des Bürgerkorps, die auf Zugeständnisse und Zurückziehung des Militärs drang. Und da antwortete ihm ein Mitglied dieser Deputation, Schleizer mit Namen „Durchlaucht, das ist kein Revolte, sondern eine Revolution.“ So fehlt dieses historische Wort dreimal wieder: 1789, 1830 und 1848. Man könnte denken, daß es sich in den beiden letzteren Fällen um eine Reminiszenz von 1789 handele. Aber das scheint nach den ganzen Umständen ausgeschlossen. Vielmehr legte die gleiche Situation bei gleichen Worten auf die Lippen: der Verblendung, die sich einbildet, mit einem Volksauflauf zu tun zu haben, hält man entgegen, daß es eine Volksverhebung ist, keine Revolte, sondern eine Revolution. --